In einem Nu... : (un-)vermittelte Katastrophen

Autor(en): **Zeller, Rosmarie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **99 (2012)**

Heft 11: **Im Notfall = En cas d'urgence = In emergencies**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-349201

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In einem Nu…

(Un-)Vermittelte Katastrophen

Textauswahl und Kommentare: Rosmarie Zeller Naturkatastrophen ereignen sich zumeist unangekündigt. Das Leid, das sie mit sich bringen, rief seit jeher nach metaphysischen Deutungen und literarischer Verarbeitung. Sieben Texte zeigen, wie sich diese über die Jahrhunderte verändert haben.

Die Deutung von Naturkatastrophen

Die Sintflut, die Gott den Menschen für ihr sündiges Leben schickte, hat während Jahrhunderten als Urbild die Deutungsmuster von Naturkatastrophen bestimmt. Bis weit ins 20. Jahrhundert findet sich die Deutung katastrophaler Ereignisse als von Gott gesandte Strafe, wie der letzte Text aus der Neuen Zürcher Zeitung von 1968 zeigt, wo anlässlich eines Lawinenunglücks in Davos von Schuld und Sühne die Rede ist. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden Naturkatastrophen in die Kategorie der Wunder eingeordnet. Sie hatten damit einen ähnlichen Stellenwert wie zum Beispiel Kälber mit zwei Köpfen, besonders grausame Morde oder seltsame Todesfälle. Solche unerhörten Ereignisse, die der Ordnung der Schöpfung widersprachen, wurden als Warnzeichen gedeutet, die Gott den Menschen schickt, damit sie ihr sündiges Leben ändern. Die Medien der Vermittlung solcher Ereignisse waren Einblattdrucke, kleine Broschüren, die oft von Pfarrern verfasst wurden, und schliesslich auch Chroniken. Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurde diese Art von Deutung im Gefolge der Aufklärung und von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über die Ursachen von Naturkatastrophen weniger wichtig. Umso erschütterter war die Welt, als 1755 der grösste Teil von Lissabon durch ein Erdbeben in Schutt und Asche gelegt wurde. Die Nichtvorhersehbarkeit von Erdbeben und die Plötzlichkeit dieses Ereignisses erschütterten den Glauben an die Vorsehung und Gerechtigkeit Gottes. Dies drückt sich besonders deutlich in Kleists Erzählung «Das Erdbeben von Chili» aus, wo Gute und Böse auf gleiche Weise umkommen oder überleben.

Eine Konstante der Berichte über Naturkatastrophen von der Antike bis in die Gegenwart ist der Augenzeugenbericht. Augenzeugen gelten als besonders glaubwürdig und ihre individuellen Berichte appellieren unmittelbar an die Emotionen des Lesers. Obwohl Plinius der Jüngere den Vesuv-Ausbruch von 79 n. Chr. relativ sachlich schildert, betont auch er schon die Wirkung des Ereignisses auf die Menschen, die es als unheimlich, furchtbar und schrecklich empfinden. Der Bergsturz von Goldau vom Jahre 1806 wird dann vollends nur noch aus dieser emotionalen Perspektive wahrgenommen. Zum ersten Mal wird hier nicht so sehr die materielle Zerstörung sondern die Zerstörung einer idyllischen Landschaft thematisiert, die zum Inbegriff des Bildes der Schweiz gehörte. Zugleich reisten Hunderte in das Katastrophengebiet, um das Ausmass der Zerstörung emotional zu erleben, was zugleich zu einer grossen Solidaritätsaktion mit den Opfern führte.

Rosmarie Zeller, geboren 1946, Schulen in Zürich, Studium der Germanistik und Romanistik an der Universität Zürich. Von 1970–95 in verschiedenen Lehrfunktionen am Deutschen Seminar der Universität Fribourg tätig, von 1985–2011 Dozentin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Basel. Schwerpunkte der Forschung: Literatur des 17. Jahrhunderts und die deutsche Literatur der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Schon tagelang vorher hatte sich ein Dröhnen der Erde bemerkbar gemacht. Das war aber weiter nicht schlimm, weil man an diese Erscheinung in Kampanien gewöhnt ist. Doch in jener Nacht war sie so gewaltig, dass man glauben konnte, alles gerate ins Schwanken und würde einstürzen. [...] Es war schon die erste Stunde des Tages, aber noch zwielichtig und dämmerig. Schon krachte es in den benachbarten Gebäuden, und die Furcht vor einem Einsturz war auch auf dem zwar offenen, aber doch eng begrenzten Raume gross und gar nicht unbegründet. Jetzt erst erschien uns ratsam, die Stadt zu verlassen. [...] Als wir die Häuser hinter uns hatten, hielten wir an. Auch hier gab es vieles, was uns ins Staunen versetzte, manches, was uns erschrecken liess. Unsere Fahrzeuge wurden hin- und hergeworfen, sogar auf völlig ebenem Boden, ja sie blieben nicht einmal auf der Stelle stehen, wenn Steine unter die Räder gelegt waren. [...] Auf der andern Seite explodierte eine unheimliche finstere Wolke, so dass nach allen Seiten schlangen- und zickzackförmige Feuermassen hervorschossen. Diese glichen Blitzstrahlen, waren aber bedeutend grösser. [...] Kurz darauf senkte sich die erwähnte Wolke auf die Erde herab und überschüttete das Meer. Sie hatte auch Capri bedeckt und unseren Blicken entzogen, ebenfalls das Vorgebirge von Misenum. [...] Kaum hatten wir uns hingesetzt, da wurde es plötzlich finstere Nacht; aber nicht so wie sonst, wenn der Mond nicht zu sehen oder der Himmel von dunklen Wolken bedeckt ist, vielmehr so, wie es in abgeschlossenen Räumen der Fall ist, wenn plötzlich das Licht ausgeht. Man hörte nun das Wehklagen der Frauen, das Wimmern der Kinder und das Schreien der Männer. Die Kinder riefen nach ihren Eltern, diese nach ihren Kindern, wieder andere nach ihren Ehepartnern und suchten sie an der Stimme zu erkennen. [...] Dann wurde es wieder ein wenig hell. Das schien uns aber nicht richtiges Tageslicht, sondern ein Zeichen des näherkommenden Feuers zu sein. Es hielt sich aber doch in grosser Ferne. Schliesslich wurde es wieder ganz dunkel und es fiel auch wieder Asche, diesmal aber dichter und schwerer. [...] Schliesslich löste sich der dicke Dunst sozusagen in Rauch und Nebel auf. Es wurde wirklich Tag und auch die Sonne trat wieder hervor, leuchtete aber nur blassgelb wie bei einer Sonnenfinsternis. Unseren ängstlichen Blicken erschien alles in veränderter Gestalt und mit einer dicken Schicht Asche bedeckt. [...] Dann verbrachten wir eine angstvolle Nacht, zwischen Hoffnung und Furcht schwankend, meist aber in Furcht. Die Erdstösse dauerten ununterbrochen fort, und Manche trieben in richtiger Verrücktheit durch schreckliche Prophezeiungen mit ihren eignen und der andern Unglück ein grausames Spiel.

Plinius der Jüngere, Schilderung des Vesuvausbruchs im Jahr 79 n. Chr., Brief 6, 20 an Tacitus, In: Plinius der Jüngere: Briefe. Ausgewählt, übertragen und erläutert von Alexander Kabaz. München 1960.

Der Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr. begrub die Städte Pompeji, Herculaneum, Oplontis und Stabiae unter Staub- und Aschemassen. Plinius der Jüngere schilderte auf Wunsch des Historikers Tacitus den Vesuvausbruch in zwei Briefen. Aus dem zweiten stammt der vorliegende Abdruck. In der Darstellung wird das Unheimliche des Geschehens betont: Die durch den Aschenregen erzeugte Dunkelheit am Tag, die Blitze und das Donnern.

Der als Buzza di Biasca bekannte Bergsturz gehört zu den grösseren Bergstürzen in der heutigen Schweiz; der Fels löste sich am 30. 9. 1513 an der Westflanke des Pizzo Magn und schüttete bei Biasca einen über 60 m hohen Damm auf, wodurch der Brenno abgeschnitten wurde. Am 20. 5. 1515 brach der Damm, und das Wasser überschwemmte die Region Bellinzona und die Magadinoebene und löste im Langensee eine Flutwelle aus. Die Bewertung der Katastrophe als Wunder, als Zeichen Gottes, welches die Menschen auffordert, ihr «sündliches» Leben zu ändern, ist typisch für die Deutung solcher Katastrophen im 16. und 17. Jahrhundert.

Anno do. 1512 fielend in disem tal (Vallis Brennia, Bleniotal) zween berg zesamen / verschwelletend das wasser / dass es aufgieng / vnd das gantz tal hindersich auff etliche meyl wägs erfüllet / vnd zu einem See gemachet. Die landleut musstend auss dem tal dem zunemmenden wasser in die höhe entweychen. Etliche dörffer stundend im wasser / dass man darvon nit mer dann die spitz des kirchenthurns sach. Darnach im jar 1515 ist diser See gächling mit schaden abgebrochen / hat das ander talgelend für Bellentz hinab erschrockenlich überschwemmt/ verderbt / vnd bey 600. menschen verfürt. Hat mit seinem gächen vnd grausamen eynfal den Langensee also erzürnet vnd wütig gemachet / dass gemeinlich alle schiffleut vnd vischer / so der selben stund darauff warend / sich verdärbens hattend verwegen. Also sind die ertrenckten dörffer widerumb hefür kommen. Aber dem gebrochnen berg ist nichts zetrauwen / dann er ryset vnd reret noch yemerdar herab / dass man sich noch mer fals besorgen muss. Gott geb vns gnad dass wir söliche wunder vnd sein heimsuchung zu rechter buss vnd enderung vnsers sündtlichen läbens erkennind.

Bergsturz und Überschwemmung im Bleniotal (Buzza di Biasca), Bericht aus der Chronik von Johannes Stumpff: Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick wirdiger Thaaten. Zürich 1541, S. 279–280.

Die Erde ging ellenhoch auf und nieder. Die Häuser aller Orten fielen mit einem entsezlichen Prasseln alle über einander. Die Carmeliter, so auf dem Berg über uns wohnten, Kirch und Kloster, so sehr gross, gieng hin und her, so dass wir besorgten alle Augenblik davon bedekt, oder von der Erden lebendig verschlungen zu werden. Es war die Sonne so verfinstert, dass wir einander nicht mehr sahen. Wir glaubten und waren gäntzlich beredt, dass das letzte Gericht herbeykommen. Diese entsezliche Bewegung daurete über eine achtel Stund; alsdenn war es wieder ein wenig stille; da wir unsere Flucht nahmen, jeder in seinen Nachtkleidern [...], nicht weit von uns auf den grossen Plaz, allwo wir über die zerfallene Häuser und Menschen mit gröster Lebens-Gefahr angelangt. [...] Hier kam wieder die Erdbebung, so ungefehr noch eine achtel Stunde daurete; darauf war etwann eine Stunde Ruh, bis das Gerücht von der See kam, dass das Wasser über alle Massen gestiegen, und wann wir nicht flüchteten, wir untergehen würden. [...] Alle Gassen waren verstopft durch den Umfall der Häuser; jedennoch wagte ich alles mit einigen Freunden, wir klammerten über die Steine und todte Menschen; und solches über eine Viertelstund lang, allwo wir endlich, dem Höchsten sey Dank! unter vieler Todes-Gefahr, in das freye Feld gerathen. Ich habe viele Todes-Noth ausgestanden. Gott sey gelobt! dass er mir anhero daraus geholfen. Es wird mir diese Strafe des Allmächtigen, die wir mit unsern Sünden verdient, nimmer aus dem Gedächtniss kommen. [...] Den ersten Abend gegen 11 Uhren kame Feuer an allen Orten aus; und was noch übrig vom Erdbeben, wurde durch die Flammen verzehrt. [...] Also ist diese schöne grosse Stadt, so die reicheste in Europa, und bey 500 000 Menschen in sich hatte, zu einem Steinhaufen geworden.

Das Erdbeben, das Lissabon am 1. November 1755 zu 85 Prozent zerstörte, ist eine der schlimmsten Naturkatastrophen der Neuzeit. Die Zerstörung wurde noch vergrössert durch das Feuer und eine Flutwelle, die einen Teil der Stadt wegriss. Die Schäden waren enorm, man denkt, dass zwischen 90 000 und 275 000 Menschen umkamen. Das Erdbeben hatte auch weitreichende Folgen in der europäischen Geistesgeschichte, indem es den aufklärerischen Glauben, in der besten aller möglichen Welten zu leben, erschütterte.

Abbildung der kläglichen Verwüstung, welche die ungestümmen und unerhörten Land- und Wasser-Bewegungen auf der Erdkugel im Jahre 1755 in verschiedenen Welt-Theilen, und insbesonder in Portugal, angerichtet [...]. Flugblatt Zürich 1756.

Kaum befand er (Jeronimo) sich im Freien, als die ganze schon erschütterte Strasse auf eine zweite Bewegung der Erde völlig zusammenfiel. Besinnungslos, wie er sich aus diesem allgemeinen Verderben retten würde, eilte er, über Schutt und Gebälk hinweg, indessen der Tod von allen Seiten Angriffe auf ihn machte, nach einem der nächsten Tore der Stadt. Hier stürzte noch ein Haus zusammen, und jagte ihn, die Trümmer weit umherschleudernd, in eine Nebenstrasse; hier leckte die Flamme schon, in Dampfwolken blitzend, aus allen Giebeln, und trieb ihn schreckensvoll in eine andere; hier wälzte sich, aus seinem Gestade gehoben, der Mapochofluss auf ihn heran, und riss ihn brüllend in eine dritte. Hier lag ein Haufen Erschlagener, hier ächzte noch eine Stimme unter dem Schutte, hier schrien Leute von brennenden Dächern herab, hier kämpften Menschen und Tiere mit den Wellen, hier war ein mutiger Retter bemüht, zu helfen; hier stand ein Anderer, bleich wie der Tod, und streckte sprachlos zitternde Hände zum Himmel.

Zwar hat es 1647 ein Erdbeben in Santiago de Chile gegeben, aber viel mehr als dieses Erdbeben dient Kleist das bekannte Erdbeben von Lissabon als Anregung. Kleist unterläuft das klassische Deutungsmuster, dass das Erdbeben eine Strafe Gottes sei, indem er Gerechte und Ungerechte sterben bzw. überleben lässt.

Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili, Erstausgabe 1807, in: Heinrich von Kleist: Sämtliche Erzählungen. Hrsg. von Klaus Müller-Salget. Frankfurt am Main 2005, S. 192.

Den 25. August Altes oder 4. September Newes Calenders Abendts zwischen Tag und Nacht / hat der Allmächtige Gott seine grosse Macht und Gewalt erwisen / vnd an dem reichen Flecken zu Plurs erzeigen wollen / in dem er verhenget vnd zugelassen das sich ein Ruina anderstheils von einem Berg herabgelassen / wellicher als ein Boltz von einer sehnen / in einem Augenblick den gantzen Flecken vberfallen / ja von grund auffgehebet / verdeckt / verworffen / vnnd also zugericht / das zu Sodoma vnnd Gomorra schier nit schröcklicher wird haben sein künden / dann solche gewaltige Gebäw von Kirchen / Palesten vnd andern Häusern / als es erbawt gewesen ist / nur nicht einiger grund / stein oder fussstapffen / das man sehen kunde / da oder dort ist das oder jehnes Gebäw gestanden / ja einer / der zuvor nicht dises Ort / den Flecken gesehen hette / wurde nicht zu bereden sein / das jemals einiges Gebäw dort gestanden wer/ dann auf der Seyten / da die Kirchen zu Sant Johann gestanden vnd auff einem Berglen erbawet ward / ist es nidriger als anderstwo / also das das Wasser oder der Fluss / die Mera genandt daselbst seinen lauff gericht / das es alles auf derselbigen seyten / von grund an hinüber auff die ander Seyten geworffen / vnnd alles vergraben / das also in disem Augenblick Mann / Weyb / vnd Kind / bey 1500 Seelen / als man ohngefehr schetzen mag / jämmerlich verdorben seind.

Nach anhaltenden, schweren Regenfällen vernichtete im August 1618 eine Rüfe, der sogenannte Bergsturz von Plurs, den reichen Ort Plurs (Piuro) im Bergell. Das Ausmass der Katastrophe war verheerend, die Kleinstadt wurde bis auf einen ausserhalb gelegenen Palast vollständig zerstört. Da die Rüfe auch die Maira staute, führte diese talabwärts in Chiavenna während einigen Stunden kein Wasser mehr. Der Vergleich mit Sodom und Gomorrha zeigt, dass man das Ereignis als Strafe für den Übermut des reichen Ortes ansah. Das Ereignis wurde im 17. Jahrhundert sogar mit dem Ausbruch des Dreissigjährigen Kriegs in Zusammenhang gebracht.

Flugblatt: Wahrhafftige und erschröckliche Newe Zeittung/ Von dem plötzlichen vndergang / dess wol bekandten Flecken Plurs in Bergel

Gottlieben allernächst bei Costantz an dem Rheyn,
Im Thurgow / lieber GOtt! kan nun ein Bespiel seyn,
Wie bald unglück und fahl auf Erd es könne geben,
Drey Häuser an dem strand / durch unterirdisch beben,
Ab unterfressnem Fuss / in hier bemerkter stund,
Kläglich versunken seyn in tieffen Stromes grund.
Umb neun Uhr morgens sank das Wirtshaus zu dem Aal,
Von dannen risse sich der boden / dass der fahl,
Die Kronen und ein Haus darneben hingerissen.
Das vierte ward aus sorg des sinkens abgeschlissen.
Ihr Menschen förchtet GOTT und lernt zumahl hierbey,
Zum Leib und Seele Schutz / was recht Gottlieben sey.

Flugblatt ohne Ort und Jahr.

Am 14. Februar 1692 mittags um 12 Uhr stürzten in Gottlieben am Untersee drei Häuser in den Seerhein. Die darauf folgende Festigung des Seeufers mit 700 Pfählen stürzte die Gemeinde in schwere Schulden. Der Text auf einem Flugblatt zu diesem Ereignis spielt mit dem Wort Gottlieben: Man soll aus dem Ereignis lernen, Gott zu lieben.

Die furchtbare Naturbegebenheit, die sich am Abend des 2ten Herbstmonats 1806 in demjenigen Theil des Cantons Schwytz ereignete, der sich von Arth am südlichen Ufer des Zugersees bis an den Lauwerzersee [...] erstreckt; die Verschüttung mehrerer Dörfer und der dadurch bewirkte schnelle Untergang von einigen hundert stillen Thalbewohnern und verschiedenen Reisenden – hat in der Nähe und Ferne in den Gemüthern denkender und fühlender Menschen eine solche erschütternde Empfindung geweckt – dass diese kaum begreifliche Catastrophe beynahe zur einzigen Tagesgeschichte geworden. Das vor wenigen Tagen noch mit Recht paradiesisch genannte, nun in Schutt und Grauen verwandelte Thal; die vom Fusse bis zum Gipfel von aller Vegetation entblösste Bergriese; die noch immer drohenden übrigen Theile des Gebürges; die unter dem Schutt sich verlierenden Bäche, welche die noch unversehrten Triften und Auen in Gefahr setzen – haben bereits Schaaren von neugierigen Menschen herbeygeführt – andre harren in gespannter Ungeduld auf eine getreue Darstellung dieser schreckenvollen Scene, ehe die ungleichen Sagen das Ganze mit Fabeln und Entstellungen vermischen. [...] Die unglaubliche Geschwindigkeit, und die daher progressiv entstandene furchtbare, alles wegschleudernde, alles niederschmetternde Kraft, mit welcher in weniger als vier Minuten der ungeheure Bergstrom vom Berg herab, über das niedere Thal und noch eine beträchtliche Strecke den jenseitigen Rigiberg hinan eilte, ist nicht zu berechnen. Berghügel wurden abgeworfen und neue gebildet; Tannenbäume von kaum zu umklafternder Dicke, häuserhohe Felsklumpen flogen wie leichte Kieselsteine durch die heulende, von Dampf und Staub verfinsterte Luft; der Lauwerzersee trat ausser seine Gränzen; alles was am Berg und in der Ebene angetroffen wurde, unzählige prachtvolle Bäume, stille friedliche Wohnungen wurden fortgeschoben oder fortgeschleudert. Ein allmächtiges Werk des Augenblicks! In einem Nu war das Thal von Goldau noch ein Paradies, in dem darauf folgenden eine Steinhölle, voll Todesschauer und Grauen.

J. H. Meyer, Der Bergfall von Goldau im Canton Schwytz, am Abend des zweyten Herbstmonats 1806, Zürich 1806, S. 3, 12f.

Der Bergsturz von Goldau vom 2. September 1806, der vom Rossberg ausging und vom Verfasser mit jenem von Plurs von 1618 verglichen wird, forderte 500 Todesopfer. Der Bergsturz fand umso mehr Beachtung, als er in der damals schon von frühen Touristen bereisten, idealen Landschaft von Schillers «Wilhelm Tell» seine Zerstörungen anrichtete. Der Bericht weist auf ein modernes Phänomen hin: den Katastrophentourismus. Zugleich weckte der Bergsturz von Goldau erstmals in der ganzen Eidgenossenschaft eine Welle der Solidarität und der Hilfe durch organisierte Spendensammlungen.

«Mit der Bombe leben» ist das Schicksal unserer Generation; «mit den Lawinen leben» wird das der Alpenbewohner bleiben. Das will mitnichten etwa heissen, dass man sich dem Fatalen einfach ergibt, ihm erst, wenn gewaltet, mit Hunden und Sonden auf den Leib rückt. Zur vorbeugenden Voraussicht aber gehören nicht nur Lawinenverbauungen, Sturmwarnungen und Evakuierungen in der Stunde der Gefahr. Zu dem gehört beispielsweise auch die Überlegung, wo man sein Haus hinstellt. Man baut im Sommer und denkt nicht oder unzulänglich an den Winter. Wie sehr sich solche Unbekümmertheit rächen kann, zeigt eindrücklich das Beispiel von Davos. Es steht fest, dass die Gemeindebehörde ausdrücklich und nachhaltig vor der Erstellung jener Ferienhäuserkolonie «Auf den Böden» gewarnt hat, die nun durch die Dorfberglawine arg in Mitleidenschaft gezogen worden ist. «Wer nicht hören will, muss fühlen», gewiss. Aber damit darf man sich nicht zufrieden geben. Denn abgesehen von der Unverhältnismässigkeit von «Schuld und Sühne» in solchen Fällen ist daran zu denken, dass Helfer und Retter sich oft genug in Lebensgefahr begeben, weil man aus Erfahrung weiss, dass einer Lawine kurzfristig auf der selben Bahn weitere folgen können. So sind beispielsweise an der Ofenbergstrasse bei Zernez im Val del Sagl im Jahre 1951 fünf hilfsbereite Menschen ums Leben gekommen. Seit dem denkwürdigen Januar 1951, der innert zweier Tage in unserem Lande 75 Menschen das Leben kostete (Graubünden 53, Uri 13, Wallis 7 und Glarus 2 Tote), gehört das vergangene Wochenende zu den grössten Verhängnissen, die über unsere winterlichen Alpen hereingebrochen sind. Das Mitgefühl mit den Betroffenen müssen wir mit dem Willen verbinden, unseren Respekt vor der Natur ganz allgemein zu schärfen und im besonderen die Gefahren des Winters nicht zu unterschätzen, ihnen vielmehr mit allen Mitteln vernünftig und weitblickend zu begegnen.

Ausschnitt aus dem Artikel «Heimsuchung in unseren Alpen», erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung am 29. Januar 1968. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung.

Unvermutet ruft ein sachlicher Zeitungsbericht 1968 in moralisierendem Ton die alten Deutungsmuster von Vergehen und Strafe wieder auf. Hier allerdings mit dem Verweis darauf, dass die Katastrophe vermeidbar gewesen wäre, wenn man der Erfahrung Rechnung getragen und an der gefährdeten Stelle nicht gebaut hätte. Dabei verweist der Autor auf die damals noch fehlende Raumplanung, deren Einführung 1968 intensiv diskutiert wurde. Sie hätte den Behörden wirksamere Mittel zur Prävention geboten.